

MARTIN GUMPERT

HÖLLE  
IM *Paradies*

Erinnerungen an die Welt  
von gestern



 Südverlag

bibliophil

MARTIN GUMPERT

## Hölle im Paradies

Erinnerungen an die Welt  
von gestern

MARTIN GUMPERT

HÖLLE  
IM *Paradies*

Erinnerungen an die Welt  
von gestern

*Mit einem Nachwort von Manfred Bosch*

Martin Gumpert (1897–1955) war jüdischer Arzt und Schriftsteller und stammte aus einer großbürgerlich-liberalen Familie. Zahlreich sind seine medizinischen Veröffentlichungen gewesen, doch widmete sich Gumpert schon seit Schülertagen intensiv auch eigenen literarischen Schriften. Im Zuge der Repressionen durch das NS-Regime entschied er sich für die Emigration und verließ Deutschland im Jahr 1936. Gumpert siedelte nach New York über. Hier traf er sich mit deutschen Exil-Autoren – darunter Klaus und Erika Mann. Eine enge Freundschaft verband Gumpert auch mit dem Vater von Klaus und Erika, Thomas Mann.

 Südverlag  
bibliophil

## WIDMUNG

Dieses Buch wurde vor einem Jahr beendet als ein Versuch, nahe Vergangenheit aufrichtig zu schildern. Seither ist so viel Tierisches, Trübes, Entstellendes geschehen, daß im Spiegel des europäischen Elends von heute die Schilderung dieser abgeschlossenen Zeit fast zu milde, zu idyllisch, zu ahnungslos erscheint. Die Lage, in die wir geraten sind, könnte die Korrektur manchen Urteils rechtfertigen. Doch das würde den Sinn dieser Arbeit verfälschen, die den Bericht über ein durchschnittliches, gegenwärtiges Dasein erstatten will, wie etwa ein Arzt eine Krankengeschichte schreibt. Die eigenen Irrtümer und Schwächen gehören dazu. Es bleibt die Hoffnung auf genügend Zeit, um sie gutzumachen.

New York, Juni 1939.

M.G.

Wo warst Du die Jahre  
Der Unrast und der Mühe?  
Bist doch nun das klare  
Kühle Licht der Frühe,

Bist die gute Ruhe  
Rings im Grauensvollen,  
Wenn die müden Schuhe  
Nicht mehr laufen wollen.

Sei daheim und bleibe,  
Bis die Nebel gleiten,  
Die am End dem Leibe  
Nest und Schlaf bereiten.

Bleibe noch die Stunde,  
Teil mit mir die Nähe,  
Häng an meinem Munde,  
Wenn ich weitergehe.

Lausche dann dem Laute,  
Der so Arges, Krankes,  
Oft Dir anvertraute:  
Letztem Laut des Dankes.



## INHALT

VORKRIEG 9

KRIEG 52

NACHKRIEG 98

UNTERGANG EUROPAS 200

AMERIKA 238

NACHWORT von Manfred Bosch

*„Fahrt aus dem Reich der Schatten“* 256

## VORKRIEG

Ein paar seltsam platt erscheinende Maximen ergeben sich nach vierzig Jahren: Das Leben ist schön. Alles ist möglich, aber alles ist schwierig. Ein Mensch erträgt zumeist, was ihm als unerträglich erscheint.

Das klingt fast zynisch: Denn objektiv betrachtet ist das Leben des Menschen im Jahre 1938 angefüllt mit Qual, mit Unrecht, mit Gewalt. Aber dennoch wäre es gelogen, wenn ich es, an diesem Abgrund von Verzweiflung und Irrsinn, negieren wollte.

Es gibt nur eine, ewig gleiche Art des Zutritts ins Dasein: Zwei Menschen fallen ineinander, und ein neuer Mensch wird geboren. Es gibt nur eine Sicherheit des Ausganges: den Tod. Aber dazwischen liegt das Schicksal. Man kann mit dem Kopf oder mit den Beinen zur Welt kommen, und es macht keinen großen Unterschied. Aber man kann auf zweihundert Arten sterben. Zweihundert verschiedene Möglichkeiten, nach denen Menschen zugrunde gehen, sind in dem Internationalen Verzeichnis der Todesursachen angegeben, sie reichen vom Typhus zur gesetzlichen Hinrichtung, vom Alkoholismus zu Hunger und Durst. Jeder sechste Mensch stirbt an einer Herzkrankheit, jeder zwölfte Mensch am Krebs, jeder fünfzehnte Mensch durch Unfall: Pünktlich folgt das Schicksal dem biologischen Fahrplan.

Ob wir am Diabetes oder am Schlaganfall sterben, das bleibt im Wesentlichen historisch bedingt. Es resultiert aus dem Verbrauch unserer Erbmasse in einem nahezu mathematisch umschriebenen Zeitraum: dem Dasein.

Unsere Erbeigenschaften sind erkennbar und definierbar, vor allem, wenn wir bemüht sind, unsere Vorgeschichte



ein wenig zu analysieren, unsere Eltern, unsere Ahnen. Der Tod ist eindeutig und überhaupt die einzige endgültige Gewißheit, die wir besitzen. Dazwischen liegt: was uns zu- stößt, was uns wachsen oder verfallen läßt. Aber auch hier herrscht kein Dunkel. Wir wissen oder könnten es wissen, wie wir es ertragen und hinnehmen werden, was das Schicksal uns bereit hält. Unser Leib ist das Zifferblatt einer biologischen Uhr, leicht läßt sich an den Symptomen des Alterns und den Funktionen, die den Körper regulieren, ablesen, welche Stunde uns geschlagen hat. Wenn wir nun noch den Lebensraum, in dem wir atmen, ins Vertrauen ziehen, die historische Stunde mit ihrem Klima, ihren Moden, ihren Leidenschaften, so kann uns wenig Überraschendes begegnen.

Es ist da ein fester und umrissener Plan, den wir auszufüllen haben. Das Irrationale liegt in unserem Glücksbewußtsein: Ob er uns elend oder zufrieden macht, gefügig oder rebellisch, das ist Sache der geistigen Haltung, der Frömmigkeit, der Erziehung oder – wohl oder übel – der Psychotherapie.

Verwirrend ist nur, daß uns ein Mangel an Weisheit, eine egozentrische Euphorie allzu gern die eigene Situation verdunkelt. Letzten Endes sind wir alle Spieler, und eben diese Verspieltheit ist es, die den Menschen als Phänomen so rührend, so reizvoll und so gefährlich erscheinen läßt. Wir sind uns selbst sehr schlechte Ärzte und Propheten, weil wir vor uns selbst stets Kinder sind und Kinder bleiben. So lassen wir uns leicht herbei, dem Faschismus oder der Demokratie Prognose zu stellen. Wollen wir aber über unser Ich etwas wissen, dann vertrauen wir dem Handleser oder Psychoanalytiker.

Die Verspieltheit: man mag sie auch Freiheitsdrang, Willenskraft, Phantasie, Neugierde nennen, es sind dies alles verdeckte Synonyme, die Verspieltheit ist die Quelle des

Unvorhersehbaren. Der Spieltrieb, von sicherem oder trügerischem Instinkt geleitet, führt uns in die Irre, in die Enge oder in die Freiheit, wie Nachtfalter, die das Licht, dem sie blindlings folgen, zerstört oder rettet. Hier wird die erstaunliche Paradoxie des Daseins gezeugt und hier wird entschieden, ob ein Psychopath Anstaltsinsasse oder Diktator wird. Es ist die fragwürdige Sphäre des Zufalles.

Die vierzig Jahre, die ich zähle, sind viele Jahrhunderte wert, wenn das „Dabeisein“ einen Wert hat. Aber dieser magische Wert ist unbezweifelbar. Millionen von Menschen drängen sich in der Neujahrsnacht um die Uhr, um in einem fanatischen Taumel den „Schlag der Zeit“ zu spüren. Die geschichtliche Uhr schlägt unrhythmisch und ohne Kalender. Oft scheint sie hundert Jahre still zu stehen. Sie ähnelt mehr einem Seismographen. An Erdbeben war in meiner Zeit kein Mangel. Und oft war ich, und in drei Erdteilen, in nächster Nähe, wenn die Stöße kamen.

Kierkegaard schrieb 1846: „Unsere Zeit ist wesentlich die verständige, die reflektierende, die leidenschaftslose, die flüchtige in Begeisterung aufbrausende und klug in Indolenz ausruhende.“<sup>1</sup> Dies war auf der Schattenlinie des XIX. Jahrhunderts gesagt. Die Windstille, die friedliche Verschlafenheit, die dem beunruhigten Zeitgenossen so verdächtig und unerträglich erschien, war erfüllt von potentielltem Aufruhr. Aus Heiterkeit und Unabwendbarkeit entstand die tragische Spannung, in die hinein ich berufen wurde, als sie eben dem harmlosesten und gutgläubigsten Bürger spürbar zu werden begann.

1897 wurde ich im Zentrum Berlins geboren. Unweit davon lebte noch Bismarck. Die Königin Viktoria feierte ihr fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Fernab gab es einen Balkankrieg, den fünften. Kaiser Franz Joseph schloß ein Bündnis mit dem Zaren. Der Schwede Andrée versuchte den Nordpol im Luftballon zu erreichen und kam dabei um.

Siemens erfand in diesem Jahr die elektrische Eisenbahn und Wölfert das lenkbare Luftschiff.

Meine Erinnerungen aus frühester Kindheit sind schwach und gering. Ich glaube, mich an einen Esel zu erinnern, auf dem ich am Strande der Ostsee geritten bin; an die braune Haut meines Kindermädchens Helene und ihren magischen Wohlgeruch; an ein angenehmes Rieselndes den Rücken hinab, wenn im Nebenzimmer das Wasser in die Badewanne eingelassen wurde. Dieses Rauschen erzeugt noch heute für mich eines der wohligen Gefühle.

Sonst sind es die Gesichter der Verwandten, die alles überschatteten. Mein Großvater, der Vater meines Vaters, war eine seltsame Mischung von Bauer und Bankier. Er hatte den größten Teil seines Lebens in einem kleinen Dorf an der Grenze Berlins verbracht, hatte an den drei Kriegen teilgenommen, die Preußen den Weg zur Reichsgründung ebneten, Dampfschifflinien gegründet, Häuser und Grundstücke gekauft und schließlich leitete er ein Bankgeschäft, war reich und verlor sein Geld bis auf den letzten Pfennig, als am 1. August 1914, beim Ausbruch des Weltkrieges, sein Prokurist nach Amerika ausrückte und große Unterschlagungen entdeckt wurden. Er wurde neunzig Jahre alt und beeindruckte mich stets durch seine männliche und harte Art, Schicksalsschläge hinzunehmen. Ob er arm wurde, seine Frau und seine Kinder verlor, es kam ihm im Wesentlichen auf Pünktlichkeit an. Wenn er zu uns zu Besuch kam, bestieg er sofort einen Stuhl, um die Uhr zu regulieren. Und nichts konnte ihn mehr erregen, als wenn man ihn warten ließ oder wenn die Zeitbegriffe in Unordnung gerieten. Er war völlig im Recht. Es gibt nichts Kränkenderes und Qualvollereres, als warten zu müssen, und jede Veranstaltung des Daseins – berge sie noch so viel Schmerz und Mühe –, die pünktlich beginnt und pünktlich aufhört, trägt ihren Trost in sich.

Für seine Familie war mein Großvater ein patriarchalischer Tyrann. Er blieb unruhig und beweglich bis zu seinem Tode. Seine Frau war von einer sagenhaften Güte und Bescheidenheit. Sie verließ kaum das Haus aus Angst, sie könnte jemandem leiden sehen. Es brach ihr fast das Herz, wenn sie jemandem widersprechen mußte. Dabei war sie nicht schwach. Sie war fromm. Sie saß auf dem Sessel zwischen ihren Kanarienvögeln wie ein weiblicher Gottvater. Das Unglück wurde in ihrer Gegenwart unwesentlich und verwandelte sich in lächelnde Geborgenheit. Wenn sie zu uns kam, brachte sie stets einen Korb mit Eiern, und wir nannten sie die Eiergroßmama.

Eines Morgens klingelte es an ihrer Tür. Ein Mann stand da.

„Ich soll dies Schild hier abliefern. Es kostet zehn Mark.“

Auf dem Schild standen die mystischen Worte „ULITZ genannt SPRINGER“.

„Wir haben kein Schild dieser Art bestellt“, sagte meine Großmutter.

Da begann der Mann zu jammern, daß er seit sechs Stunden herumlaufe, treppauf, treppab, niemand wolle das Schild haben, und er sei mit seinen Kräften am Ende.

Meine Großmutter kaufte das nutzlose Schild, und der Mann hatte seine Ruhe.

Sie wußte genau, daß es sinnvoll sei, durch den unvernünftigen Ankauf dem heimatlosen Schild einen Platz zu geben. Denn jedes Ding, das sich verirrt hat, stört und gefährdet den Frieden der Welt.

Wenn mein Großvater morgens aufbrach, sah er zum Fenster hinaus.

„Es ist schönes Wetter, ich brauche keinen Schirm.“

„Gewiß, du brauchst heute keinen.“

An der Tür kehrt er um. „Vielleicht ändert sich das Wetter. Ich nehme besser einen Schirm.“

„Du hast ganz recht, nimm nur einen.“

Kaum war er auf der Straße, kam er wieder die Treppe hinauf.

„Die Sonne scheint. Wozu soll ich mich mit dem Schirm schleppen.“

„Das ist schön, daß die Sonne scheint. Dann brauchst du deinen Schirm nicht“, entgegnete meine Großmutter mit ihrer sanften Kinderstimme.

Ahnte sie, daß die meisten bürgerlichen Tragödien aus solchen häuslichen Dialogen entstehen und daß hinter der Unruhe eines Mannes, der sich nicht zu seinem Schirm entschließen kann, gefährlichere Dinge stecken: Sorgen, Unzufriedenheit, Lebensangst, die zu argem Ausbruch führen können?

Vermutlich war sie klüger, als wir alle glaubten.

Mein Großvater mütterlicherseits ist früh gestorben, und ich habe ihn nicht gekannt. Auf Bildern trägt er die Bartracht der sechziger Jahre und hat etwas Weitgeriestes im Blick, eine Art von milder Ironie. Als junger Mann war er in Amerika – lange besaß ich eine alte Pulverbüchse aus Bronze mit dem Wappen der Vereinigten Staaten –, nach seiner Rückkehr baute er eine Klavierfabrik auf, und nach seinem Tode hinterließ er viele Klaviere, die in der Wohnung meiner Großmutter standen. Sie konnten sich offensichtlich nicht von ihnen trennen. Diese Großmutter Johanna war klein und zart, sie trug eine altmodische Haube mit Bändern unter dem Kinn, und mit zunehmendem Alter wurde sie etwas kindisch, was sie mir besonders vertraulich machte. Sie wußte kleine Späße, die sie unermüdlich wiederholte, und als sie starb, war es der erste Tod, der eine Lücke in mein Leben riß. Sie war der erste Leichnam, dem ich ins Angesicht sah, das die Würde und Abgeschiedenheit des letzten Schweigens ausstrahlte. Ich war vierzehn Jahre alt und sah deutlich den langen, gemeinsamen

Weg, an dessen Enden wir beide standen. Ich schrieb ein langes Gedicht über dieses Ereignis.

Nie habe ich kindlichere und gutartigere Leute kennen gelernt als meine Eltern. Ich war frühzeitig ein kritischer Sohn, rebellisch und mit allerlei Quälendem und Geheimem belastet, aber nie habe ich an ihnen etwas Böses entdecken können. Ich bewachte eifersüchtig die Makellosigkeit meiner Eltern. Zwei Gelegenheiten gab es, bei denen mein Vater jähzornig werden konnte: wenn das Essen zu heiß auf den Tisch kam und wenn er sich über eine geizige Tante ärgerte. Er haßte Geiz wie die Sünde. Als er einmal aus solchem Anlaß meiner Mutter ein Schimpfwort zuwarf, bekam ich einen wahren Schreikrampf und fing fassungslos an zu weinen. Das war zu einer Zeit, als ich schon allerlei Unrecht tat. Aber ich fürchtete, daß mir die Anbetung der Eltern verloren gehen könnte, die mir Sicherheit und Geborgenheit und Absolution von meinen geheimen Sünden gab.

Mein Vater war ein großer und starker Mann mit einem schön geschwungenen Schnurrbart, der fast wilhelminisch aussah. Er war Arzt und verdiente mehr, als er verbrauchen konnte. Von Geld hatte er keine Ahnung. Was er einnahm, brachte er auf die Bank seines Vaters. Fast jeden Tag ging er zur Universität, wo er Philosophie studierte. Von diesen Ausgängen kam er fast nie ohne ein Buch zurück, und seine Bibliothek wuchs bald, sehr zum Kummer meiner Mutter, ins Riesenhafte. Für mich waren diese Unmengen von Büchern, in denen ich ungehindert blättern durfte, Schatzkammern, die stets zu neuen Entdeckungen führten. Immer lief ich mit einem Buch umher, und jeder, den ich traf, mußte mir ein paar Sätze vorlesen. Schopenhauer, Nietzsche und Kant wurden meine ersten Märchenbücher. Das völlig Unverständliche begeisterte mich, und so, wie wir uns heute abstrakte Malerei betrachten, lernte ich aus den

abstrakten Wortgebilden das Geheimnis der Sprache lieben. Mein Vater pflegte oft seinen Freunden vorzulesen. Ich saß stundenlang dabei und hörte die Melodie.

Meine Mutter konnte wunderbar singen. Sie hatte eine mühelose und vogelgleiche Sopranstimme, die der Stolz meines Vaters war, der ihre Lieder am Flügel begleitete. Der Klang aller dieser Lieder von Schubert und Schumann, Brahms und Strauß ist meinem Gedächtnis eingegraben, ohne daß ich ihre Namen wüßte. Meine Mutter hatte in Dresden die Opernschule besucht, dann aber vorgezogen zu heiraten. Mein Vater war zu dieser Zeit noch Student. Ich verwahre ein dickes, vergilbtes Bündel von Liebesbriefen meiner Eltern, deren Frieden ich nie stören werde. Aber das Aufheben von Briefen ist eine meiner Leidenschaften, weil sie mit ihren Falten, ihren Tinten, ihren Daten existenter bleiben als Photographien oder Bilder.

Wir hatten ein Zimmer angefüllt mit Spielsachen. Meine Schwester ist zwei Jahre älter als ich. Hin und wieder kam mein Vater während der Sprechstunden, die er am Nachmittag abhielt, stellte sich an den großen Kachelofen und sah uns zu. Eine ungelenke Holzeisenbahn und ein Puppentheater waren mir besonders liebenswert. Das schönste Spiel war, wenn meine Schwester mich in die Arme nahm, ein über das andere Mal rufend: „Mein armes Brüderchen“, bis ich mit ungeheurem Wohlgefühl vor Rührung zu weinen begann. Dieser Hang zur Rühr-Seligkeit ist mir geblieben. Bald schlug er aus ins Pathos, in Verzärtelung, in Sentimentalität, und es war oft nicht leicht, damit fertig zu werden.

Meine Mutter war stets lustig und wohl gelaunt. Sie besaß die fast geniale Gabe, jeden, der ihr begegnete, täuschend nachahmen zu können, seine Stimme, seine Gebärden und seine Art, in Erscheinung zu treten. Wenn ihr jemand gegenüber saß, so hing sie gespannt an seinen Lip-

pen und studierte ihn wie eine Rolle. Sie übertrieb ein wenig und konzentrierte ihr Material, aber das Ergebnis war überwältigend. Obwohl sie selber in keiner Weise ihrer Umgebung überlegen war, hatte sie einen unbestechlichen Instinkt für bürgerliche Komik und entdeckte groteske Situationen, wo anderen gar nichts auffiel. So wurden die kleinen und großen Ereignisse des Daseins von ihr täglich dramatisiert, niemals gehässig, aber selbst das Ernste und Widerwärtige konnte uns durch diese Distanzierung nichts anhaben und, nachdem es durchlitten war, durften wir es in ihrer Wiedergabe als Trauerspiel oder Lustspiel noch einmal genießen und von uns streifen. Späterhin, als wir Geldsorgen hatten und hin und wieder Wertgegenstände aus unserer Wohnung verkaufen mußten, lag ihr viel mehr als an dem Preis der Ware daran, das Gehaben und Gebaren des Händlers zu studieren. Sie ließ sich viel lieber übervorteilen, als auf den Genuß zu verzichten, es hinterher darzustellen.

An Objekten für ihr Studium fehlte es nie. In unserem Haus waren fast stets fremde Menschen. Vom Morgen bis zum späten Abend saßen Patienten im Wartezimmer. Mein Vater liebte es, zu den Mahlzeiten Gäste mitzubringen, und meine Mutter mußte stets darauf vorbereitet sein. Am Nachmittag wurden viele Patienten aus dem Behandlungszimmer in das Wohnzimmer geleitet und erhielten Kaffee und Kuchen. Die Patienten wurden in gewisser Weise in den Kreis der Familie aufgenommen. Oft wurde dabei Musik gemacht. Sei es, daß ein Telefonfräulein meine Mutter durchs Telefon hatte singen hören und nun mehr davon genießen wollte, sei es, daß ein Künstler, der nichts zu zahlen brauchte, seinen Dank abstaten wollte. Es war oft eine seltsame Tafelrunde beisammen. Mein Vater hing an absonderlichen Menschen und konnte sich stundenlang mit ihnen abgeben. Da waren ein ewig lächelnder Mann,

## NACHWORT

### „Fahrt aus dem Reich der Schatten“

Martin Gumperts *Hölle im Paradies* erschien erstmals vor achtzig Jahren im Stockholmer Exilverlag Bermann-Fischer. Dass das Buch nun im Konstanzer Südverlag neu aufgelegt wird, hat gute Gründe. Als dessen Gründer Johannes Weyl, der Gumpert noch aus der Zeit vor 1933 von gemeinsamer Mitarbeit beim Ullstein-Verlag her kannte, nach 1945 wieder Kontakt zu dem Autor bekam, brachte er neben dem Gedichtzyklus *Berichte aus der Fremde* (1948) auch die beiden Romanbiografien *Hahnemann* (1949) und *Dunant* (1950) heraus. Weyls Interesse an Gumpert ging indes noch weiter. „Und was ist mit den anderen Büchern?“ fragte er in zeittypischer Verlegerlaune und fuhr fort: „Ich bin unternehmungslustig und in jedem von Ihnen erwünschten Umfang bereit, Ihre Werke hier herauszubringen, auch die populär-medizinischen.“<sup>1</sup> Insbesondere dachte Weyl an die Autobiografie *Hölle im Paradies*, die er, bemerkenswert genug, schon in der Ausgabe von 1938 kannte. „Selten ist mir ein Buch so nahe gegangen wie die ‚Hölle im Paradies‘“, bekannte Weyl dem Autor gegenüber, „und ich glaube nicht, daß es nur daran lag, daß ich sie unerlaubterweise in der Nazizeit las.“<sup>2</sup> Weyl habe das Buch damals auch weitergegeben, und „wenn es nicht verliehen war, lag es in meinem Schreibtisch in der Kochstraße“. Mit ihm sei es eines Tages verbrannt, aber das Buch als Ganzes sei Weyl „in vielen Einzelheiten gegenwärtig geblieben...“<sup>3</sup> Mehr noch: Das Buch erschien Weyl „als eine der wesent-

lichsten autobiografischen Publikationen überhaupt“<sup>4</sup>. Dieses Urteil lässt sich auch über ein halbes Jahrhundert später noch vertreten: Nach wie vor gehört *Hölle im Paradies* zu den lesenswertesten Selbstzeugnissen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die nicht zuletzt in literarischer Hinsicht Bestand haben.

Martin Gumpert war Arzt und Literat – zwei Professionen, die sich gegenseitig bedingten und ergänzten wie vielleicht nur noch bei Gottfried Benn und Friedrich Wolf. 1897 im gutbürgerlichen Milieu eines assimilierten jüdischen Berliner Elternhauses aufgewachsen – „Die Traditionen und Bräuche des alten Glaubens waren uns abhanden gekommen, und wir vermißten sie nicht“<sup>5</sup> –, war Gumpert die eine so nah wie die andere: Die Literatur, weil die Eltern einen Salon unterhielten, zu ihrem Freundes- und Bekanntenkreis zahlreiche Literaten gehörten und schon der junge Gumpert mit dem Erlernen von Lesen und Schreiben jenes „Werkzeug“ in die Hand bekam, das ihn mit „Hochachtung“ für alles Schöpferische erfüllte, ja „dessen mystischen Gebrauch“<sup>6</sup> er bewunderte. Die Medizin hingegen, weil in seinem Elternhaus von früh bis spät Patienten verkehrten und er seinen Vater von klein auf bei Hausbesuchen begleiten durfte, sodass er mit prägenden Einblicken in den Arztberuf aufwuchs. Dass sein eigenes Arztethos einmal eine ausgesprochen soziale Komponente aufweisen würde, hatte einen seiner Gründe in der Figur des Vaters, der für viele Patienten zugleich die „letzte Instanz für alle Familienorgen“<sup>7</sup> war.

Die berufliche Entscheidung Gumperts für den Arztberuf war in der Hauptsache eine Folge seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg. Ihr vorangegangen war die Hinwendung zur Literatur mit starken eigenen Ambitionen. Von früh an „leidenschaftlicher Leser und Liebhaber von Büchern“<sup>8</sup>, gründete Gumpert bereits als Gymnasiast *Neubild*, eine

„Zeitschrift für moderne Kunst und neuartiges Geistesleben“. Die Spalten des hektografierten Blättchens bestritt er größtenteils selber. Auch *Der Anfang*, das Organ der dem linken Flügel der Jugendbewegung zuzurechnenden „Freien Studentenschaft“, zählte den Schüler zu seinen Mitarbeitern. „Neubild“, „Neuartiges Geistesleben“, „Der Anfang“ – schon die Titel stehen für jenes zeittypische Aufbruchspathos des Expressionismus, von dessen Konvulsionen auch Gumpert mitgerissen wurde. „Wacht, ihr Menschen, auf, auf zu neuer Gestalt“, lautet ganz in diesem Sinn ein Vers in Gumperts Gedicht „Traum im Winter“, und: „Streckt die Gelenke, weitete die Augen groß.“<sup>9</sup> Noch während des Ersten Weltkriegs veröffentlichte Gumpert in führenden expressionistischen Zeitschriften wie *Die Aktion* und *Die Weißen Blätter*, und 1916 brachte er, eben 19-jährig, bei Kurt Wolff unter dem Titel „Verkettung“ seinen ersten Gedichtband in der legendären Buchreihe *Der jüngste Tag* heraus, dem 1921 der Band *Heimkehr des Herzens* folgte.

Nach dem Notabitur im Jahre 1916 wurde Gumpert als Sanitätssoldat in der Türkei stationiert, wo ihn seine Erfahrungen erst recht zum Pazifisten werden ließen. 1918 beteiligte er sich als Mitglied des „Rates geistiger Arbeiter“ an der Novemberrevolution, um im Folgejahr ein Medizinstudium aufzunehmen. Wie die Schilderung der Heidelberger Semester im vorliegenden Band belegt, blieb der Student trotz zielstrebigem Studiums dem geistigen und literarischen Leben eng verbunden. Bereits 1923 reichte Gumpert seine Doktorarbeit über das Thema „Der Streit über den Ursprung der Syphilis“ ein. Mit dieser Fachrichtung folgte er dem Einfluss Alfred Blaschkos, eines führenden Dermatologen und Sozialhygienikers, dessen Tochter Charlotte er im gleichen Jahr heiratete. Zunächst Assistent an der dermatologischen Abteilung des Rudolf-Virchow-Krankenhauses, ließ sich Gumpert 1927 als Facharzt nieder und

hatte bis 1933 die Leitung des Ambulatoriums für Haut- und Geschlechtskrankheiten im Stadtbezirk Berlin-Wedding inne. Die verheerenden hygienischen Verhältnisse in der Hauptstadt, die grassierenden venerischen Krankheiten der Nachkriegszeit boten ihm ein reiches Anschauungs- und Betätigungsfeld; die proletarischen Wohn- und Lebensverhältnisse, die ihm täglich vor Augen standen, waren für ihn der Beweis für den engen Zusammenhang von sozialer Lage und Krankheitsbild. Damals radikalisierte sich Gumperts Begriff von der Medizin als sozialer Wissenschaft: „Ich schrie meine Krankenberichte laut genug heraus und nannte die wahren Erreger beim Namen: den Bodenwucher und die Bürokratie“, notierte er. „Was jedoch hatte die Arbeit eines Arztes für einen Sinn, wenn sie sich auf das Krankenbett beschränkte, während der Schmutz ringsum über die Ufer trat und unaufhörlich den Schlamm neuer Krankheit ausgoß!“<sup>10</sup>

Ein solches Verständnis seines Fachs liegt auch dem ersten seiner beiden biografischen Romane zugrunde. 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung mit ärztlichem Berufsverbot belegt, hatte sich Gumpert wieder dem Schreiben zugewandt. Mit *Hahnemann. Die abenteuerlichen Schicksale eines ärztlichen Rebellen und seiner Lehre der Homöopathie* hatte er einen Stoff aus dem eigenen Kenntnis- und Erfahrungsbereich gewählt. Das Buch, nachmals unter wechselnden Titeln wie „Der ärztliche Rebell“ nach dem Kriege mehrfach neu aufgelegt, ist nicht allein Denkmal für ein großes und unerschrockenes Forscherleben des 18. und 19. Jahrhunderts, das der leidenschaftlichen Suche nach Wahrheit wider eine voreingenommene Umwelt gewidmet war – *Hahnemann* machte auch kein Hehl aus Gumperts eigenen Vorbehalten gegen die vorherrschende Medizin, die ihm „lokalistisch, mechanistisch und materialistisch“<sup>11</sup> erschien. Samuel Hahnemann, der sich geweigert

hatte, von seinen Patienten Geld zu nehmen, und anstrebte, ärztliches Unwissen durch Selbstversuche zu überwinden, diente seinem Biografen sowohl zu einer scharfen Abrechnung mit dem Gesundheitssystem seiner eigenen Zeit als auch zu harscher Standeskritik. Gumpert sah in den meisten seiner Kollegen nämlich „erbärmliche kleine Geschäftsleute oder hochmütige Handwerker, die ihre Kunden listig und selbstzufrieden versorgten“<sup>12</sup>; ja, er rechnete die Ärzteschaft mehrheitlich „zu den ungebildetsten, engstirnigsten, reaktionärsten Elementen des akademischen Lebens“<sup>13</sup>. Dass Gumpert für seine Kritik auf einen Außenseiter seiner Disziplin zurückgegriffen hatte, ist dabei ebenso wenig Zufall wie die Tatsache, dass er sich der gerade in Diktaturen beliebten literarischen Technik historischer Camouflage bediente. Nur zwei Jahre später verschob auch Gumperts Freund Walter Benjamin (unter dem Pseudonym Detlef Holz) mit *Deutsche Menschen* seine Kritik am Nationalsozialismus ins Geschichtliche: Unter der Devise „Von Ehre ohne Ruhm/ Von Größe ohne Glanz/ Von Würde ohne Sold“<sup>14</sup> stellte er der gestiefelten Großmannssucht der neuen Herren Briefe aus dem 18. und 19. Jahrhundert gegenüber. Die Sammlung war als kleine Arche menschlicher Zeugnisse gedacht, die das verwirrte Vaterland an die besseren bürgerlichen Tugenden erinnern sollte. Unter ihnen hätte auch ein Hahnemann seinen Platz finden können.

Die Wiederaufnahme seiner literarischen Arbeit erlebte Martin Gumpert befreiend; ohne sie hätte er – nach Tausenden von Krankengeschichten und zahlreichen Fachpublikationen – kaum „aus dem Dschungel des lyrischen Überschwanges herausgefunden“<sup>15</sup>. Schreibend jedoch konnte er dem „Müßiggang der bürgerlichen Ächtung“<sup>16</sup> entgehen, die die Nazis mit seiner Entfernung von allen Ämtern über ihn verhängt hatten. Dass er vor allem sich

selbst und den Freunden zum Trost schrieb, schloss andererseits die insgeheimen Hoffnung auf Wirkung nicht aus. Er selbst sprach von seiner literarischen Tätigkeit als einer „zwar kümmerliche[n], aber vernehmbare[n] Opposition“<sup>17</sup>. In der Tat stand die Humanität Hahnemanns zur Ideologie einer völkisch und immer mehr rassistisch ausgerichteten Medizin in merklichem Kontrast. Nicht zuletzt aber kam Gumpert die Wiederaufnahme seiner literarischen Arbeit gelegen, weil sie ihn zumindest partiell vom Tod seiner Frau ablenkte, die Ende 1933 gestorben war.

1935 brachte Gumpert den Band *Das Leben für die Idee* heraus. Auch hier rückte er wieder Forscherschicksale in den Vordergrund. Er verstand sie als „eine Aktensammlung aus dem Bereich der Wissenschaft“, die den „Beweis des unausrottbaren Widerstandes gegen den Geist“<sup>18</sup> antrat. Es war, wie Gumpert festhielt, das letzte in Deutschland erschienene Buch eines „deutschen Nichtariers“<sup>19</sup>; im selben Jahr wurde er aus dem „Reichsverband deutscher Schriftsteller“ ausgeschlossen. Dieses neuerliche Berufsverbot schnitt ihn von jeder weiteren Lebensperspektive in Deutschland ab.

Den hauptsächlichlichen Ausschlag für Gumperts Entschluss, Deutschland nunmehr endgültig zu verlassen, gab seine achtjährige Tochter Nina, die er nicht in einer Atmosphäre des Irrsinns aufwachsen sehen wollte. Im Frühjahr 1936 reiste er in die USA voraus. „Ich esse jetzt Maisbrot und trinke Whisky/ Und sitze im Drugstore in Skyscraper-tälern“<sup>20</sup>, beschrieb Gumpert den Szenenwechsel in seinem Gedichtzyklus *Berichte aus der Fremde*, den er bald nach seiner Ankunft in nüchtern-direkter, aber umso eindringlicherer Diktion verfasste. Gumpert verstand dieses epische Gedicht, das erst nach dem Kriege erscheinen konnte, als Selbstvergewisserung eines aus der Bahn Geworfenen, der gleichwohl entschlossen war, das Exil und seine Heraus-

Das Werk *Hölle im Paradies* ist in der alten Rechtschreibung gesetzt und in der Schreibweise seines Autors wiedergegeben.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87800-118-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Der Südverlag dankt dem S. Fischer Verlag für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Copyrightvermerk der Originalausgabe:

Martin Gumpert, *Hölle im Paradies*. Selbstdarstellung eines Arztes

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 2017.

Erstmals erschienen 1939 beim Bermann-Fischer Verlag, Stockholm.

© für diese Ausgabe: Südverlag GmbH, Konstanz 2018

Umschlag, Layout, Satz und Seitengestaltung: Silke Nalbach, Mannheim

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Südverlag GmbH

Schützenstr. 24, 78462 Konstanz

Tel. 07531-9053-0, Fax: 07531-9053-98

[www.suedverlag.de](http://www.suedverlag.de)

*„Ein paar seltsam platt erscheinende Maximen ergeben sich nach vierzig Jahren: Das Leben ist schön. Alles ist möglich, aber alles ist schwierig. Ein Mensch erträgt zumeist, was ihm als unerträglich erscheint.“*

MARTIN GUMPERT



*Hölle im Paradies*, im Jahr 1939 abgeschlossen, ist sehr viel mehr als eine Autobiografie. Denn Martin Gumpert, 1897 als Sohn eines jüdischen Mediziners geboren, durchlebt das Schicksal seiner Generation und seines Glaubens. Durch das NS-Regime immer mehr an der Ausübung des Arztberufs gehindert, flieht Gumpert, der früh seine Liebe zum Schreiben entdeckte, ganz in die Literatur und setzt mit seinen Texten dem Faschismus ein klares Nein entgegen, bevor er 1936 in die USA emigriert. Seine bewegte Lebensgeschichte verortet der Arzt, der eben auch ein begabter Erzähler ist, eindrucksvoll im politischen, geistigen, sozialen Kontext der Zeit. Das Werk ist gleichsam ein Abschied Martin Gumperts von Deutschland und von Europa, nicht aber von seiner Liebe zur Heimat, zur deutschen Sprache, zur europäischen Kultur. Die eindringliche Lebensbeschreibung eines liberal gesinnten Zeitzeugen.

 Südverlag

bibliophil

ISBN 978-3-87800-118-8



9 783878 001188 >